

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 174 | Bydgoszcz / Bromberg, 3. August | 1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit von **Adolph Johannes Fischer.** (Nachdruck verboten.)

Erster Teil.

I.

Wie einfach haben es im Vergleich zur Gegenwart die Chefs ähnlicher Unternehmen früher gehabt! Allerdings waren Häuser nach Art des meinen noch nicht so vielseitig. Man kannte damals keineswegs diese Gigantik des Ringens, dieses mörderische Kämpfen um Macht, dieses Anhäufen wahnwitziger Reichtümer, dieses ununterbrochene Wettrennen des Verdienens ohne Maß und Ziel, nicht um des Lebens willen, sondern aus Sport, nervenlos, todbringend, unbekümmert um den Daseinszweck derer, die niedergerungen sind. Erst unsere Großväter haben diesen Irrsinn leiderfüllt in der Fesselung und künstlichen Verarmung ihres deutschen Vaterlandes erlebt. Dafür darf meine Generation sehen, wie aus der Asche der Schmerzen der Vogel Phönix unserer Nation schöner und freier denn je emporsteigt.

Aber welche Kämpfe gilt es noch immer, täglich und stündlich, zu bestehen!

Im Durchschnitt bringt mein Haus, die „Universale Kommission“, zu jeder Tages- und Nachtzeit hochinteressante Dinge in den Räumen dieses hunderstöckigen Baues, — nicht eben des höchsten unserer deutschen Weltstadt, — zur Verhandlung. Elektrische Funken von diesen Schreibtischen aus haben unerwartete Sturmfluten der Hausse und jammervolle Ebben der Baisse über alle Kontinente gepeitscht. Von hier sind Berichte hinausgerast, welche die Geldmächte aller Völker erbeben gemacht haben. Vertreter aller Reiche gehen hier ein und aus und die Diplomaten des Bundes „Vereinigte Staaten von Nordamerika, Südamerika und Europa“ frühstücken bei uns freundschaftlich mit den Gesandten Australiens, der „Vereinigten Russischen Staaten“ und der „United States of Asia“. Es ist mir jedesmal eine anregende Viertelstunde der Entspannung, wenn ich dem geistreichen und liebenswürdigen Geplauder lauschen kann, in dem bei äußerlich harmlosen Banketten in den Festräumen dieses babylonischen Turmes sanftäugige Javaner, geheimnisvolle Tibetaner, lächelnde Chinesen und starrdirigierte Russen ihre Gedanken miteinander austauschen und einander hinter die Kulissen zu blicken versuchen.

Hier wird zuweilen mehr Weltgeschichte gemacht als selbst in den offiziellen Häusern der Regierungen, wenn auch bei uns weniger auffällig.

Die Armeen von geheimen Schutztruppen, welche unser Haus jenen Persönlichkeiten zur Verfügung stellt, deren Leben von irgend einer Seite bedroht wird, können sich mit denen der Staatspolizeien der größten Unionen messen. Die Geheimnisse, die in unseren Tresors behütet werden, sind unvergleichlich: Die Stahlkammern dieses Hauses sind Mitwisser der ungeheuerlichsten Finanzprojekte, der überraschendsten Erfindungen und Gründungen, der unerhörtesten Dinge, die über Nacht die Einstellung der Staaten zueinander ändern, Bündnisse knüpfen und lösen, die Welt in tiefes Unglück stürzen könnten, würden sie verraten.

Ich selber, mit meinen siebenundzwanzig Jahren vermöchte kaum dies alles als oberster Chef zu dirigieren, wenn ich nicht so gute, geschulte Mitarbeiter besäße und wenn nicht mein allzufrüh dahingegangener Vater mich von Kindheit an in die Leitung des Unternehmens eingeführt hätte. Auch die Auswahl aller verantwortlichen Unterchefs war meines Vaters Meisterwerk. Er war ein Menschenkenner wie kein zweiter. Ich glaube nicht, daß einer unter allen meinen Leuten bestechlich ist — und würden ihm phantastische Schätze angeboten. Allerdings hat es auch hier keiner nötig sich bestechen zu lassen. Die Gehälter unseres Hauses sind ebenso enorm wie die Anforderungen an die Leistungen seiner Mitarbeiter.

Im Vergleich zu dem, was täglich in diesen Mauern vorgeht, sind die Ereignisse der heutigen Nacht vielleicht geringfügig zu nennen.

Wenngleich mich selbst der gewaltsame, heimtückisch herbeigeführte Tod eines Mitmenschen immer aufs tiefste erschüttert! Hierin bin ich eben nicht zeitgemäß!

Aber ich sehe mehr hinter diesem Mord! Dem Tode dieses Unglücklichen messe ich eine Bedeutung zu, deren ganze Größe ich auch nicht einmal zu ahnen vermag. Bei der Hochspannung aller Verhältnisse unseres Jahrhunderts, in dem titanenhaften Kampf aller gegen alle kann heute der geringste Funke, das kleinste Geschehnis, also auch dieses, vielleicht letzten Endes den Untergang der gesamten lebenden Welt bedeuten.

Dieses ist geschehen:

Anbrechende Nacht.

Ich sitze — allein — in meinem Arbeitszimmer. Vor mir glänzt die genial konstruierte Tastatur, die es mir ermöglicht, in jedem Augenblick nach Wunsch zu sehen und zu hören, was in irgendeinem der rund tausend Direktionsbureaus unseres Hauses gerade vor sich geht, in denen in wechselnder Schicht Tag und Nacht ununterbrochen gearbeitet wird. Unser „Universale-Haus“ hat zwanzigtausend Lokale, deren Inspektion einen Ressort für sich bildet.

Mitten in der konstruktiven Sachlichkeit meines Bureaus, im Geglitzer der Apparatur, der Schreib- und Registriergeräte, in der kubischen Glätte der Möbel und des Raumes, wirkt wie eine flammende Blume aus einer andern, blonyfischen Welt das Bild Marions, das auf meinem Schreibtisch steht. Welches Geheimnis, welches Wunder ist Schönheit! Welche beseligende Magie strahlt von ihr aus!

Marion Harder!

Meine Marion!

Willy hat befürchtet, dieses Bild, hier aufgestellt, werde mich in der Arbeit stören.

Ich behaupte das Gegenteil: Es fördert mein Handeln, meine Entschlüsse werden sicherer, schneller, meine Projekte kühner.

Willy darf sich erlauben, so mit mir zu reden. Er ist nicht nur mein erster Direktor, er ist auch mein Freund. Er kennt mich zuweilen besser, als ich mich kenne.

Ein Traum fällt mir ein — aus dieser Nacht —, beinahe vergessen: Marions Gesicht . . . dicht über meinem . . . lächelnd unter Tränen . . . Plötzlich verändert es sich seltsam . . . die grauen Augen dunkeln schwarz, die Züge verwandeln sich, bleiben wunderbar schön, aber werden fremd . . . Und eine Stimme — eine verzweifelte Stimme ruft —: „Diana!" . . .

Sind Träume Ahnungen?

Drei Minuten versonnen! über Marions Bild! Diesmal hat Willy recht gehabt!

Ein rotes Lichtfünkchen flammt auf. Ein leises Surren des Melders ertönt.

Das ist Willy selbst, also eine Sache von höchster Bedeutung!

Ich stelle die Verbindung her, die Mattscheibe des Fernsehers erhellt sich, klar liegt Willys Bureau vor mir, ich erblicke neben Willy einen Menschen, bleich, verstört, bebend, Willy spricht jetzt zu mir:

„Fred, erlaube, jemand ist hier — krank, wie es scheint —, will dich sprechen, nur dich, er drängt verzweifelt."

Das Gesicht dieses Gastes zuckt vor Erregung. Es ist ein Antlitz von zielbewußter, eiserner Energie, aber jetzt verzerrt, wie bei jemandem, der Schmerzen heroisch verbeißt oder größtes Entsetzen erlebt.

„Ich empfehle ihn dir, Fred", fügt Willy hinzu.

Willy ist Menschenkenner. Aber auch ohne seine Bemerkung würde ich diesen Besucher persönlich empfangen.

„Bringe ihn, bitte!"

Die gepolsterte Stahltür meines Zimmers geht auf.

Willy führt den Besucher herein, er stützt ihn wie einen Kranken, jenem stehen schwere Schweißtropfen auf der todblassen Stirn.

„Herr Fred Jansen selbst?" keucht er mühselig.

„Gewiß! Bitte?"

„Schnell . . .," stöhnt jener, „. . . Gift! . . . Zu German May! . . . Meine Botschaft . . .

Dann bricht er zusammen.

„Willy! Einen der Hausärzte vom Dienst!"

Telephongeklingel.

Der Arzt ist hier.

Der untersucht, schüttelt den Kopf, macht eine Injektion.

„Irgend ein neues Toxikon. Ich fürchte, es läßt sich nicht mehr viel . . ."

In diesem Moment öffnet der Unglückliche noch einmal die Augen.

Er versucht zu sprechen, doch seine Zunge versagt ihm den Dienst, er krümmt die Finger, vielleicht will er schreiben, ich drücke ihm einen Stift in die Hand, halte einen Block bereit, er müht sich, sein Blick ist tieftraurig, er vermag nichts mehr, die Lähmung schreitet fort.

„Was haben Sie gegessen . . .?" ruft der Arzt vor seinem Ohr, „. . . getrunken? Was? Wo?"

Da verglast das Auge.

Der Arzt horcht mit dem Stethoskop an der Brust des Sterbenden. Noch ein Röcheln, dann Stille.

„Es ist aus", murmelt der Doktor. „Wir werden nie erfahren, wie und warum dieser Mensch sterben mußte."

„Wir werden es erfahren", sagt Willy finster.

„Wer ist German May?" frage ich Willy.

„Sofort, Fred!"

Der Arzt übernimmt das Weitere, die Meldung bei der Polizei, die Untersuchung des Unbekannten. Jener hat keinerlei Papiere bei sich, auch läßt sich keine äußere Verletzung bisher entdecken. Der Leichnam wird fortgebracht; noch vor Minuten war dies ein denkender und fühlender Mensch.

Warum, ja, warum geschah es? Man wollte ihn verhindern, mir eine Meldung zu bringen — wie es scheint, einen Hilferuf.

Ich stehe vor einem Rätsel.

Sollte wieder einmal die Konkurrenzfirma „Sauveur" dahinterstecken? Dieses schreckliche Institut, für alles feil gegen entsprechende Bezahlung, auch für jedes Verbrechen! Leute ohne Gewissen, und so raffiniert, daß gerichtliche Nachweise höchstens bis zu jenen Bravis reichen, welche die letzte Exekutive des Unternehmens bilden, ohne daß die elenden Vollstrecker selber erfahren haben, wem ihre Arbeit gedient hat. Der Firma „Sauveur" hat noch niemand etwas anhaben können.

Die eben erlebte Szene hat mich sehr mitgenommen.

Ich sehe noch die Züge des Opfers vor mir, dieses Gesicht voll Geist, Energie, Charakter und Herzensgüte, verzerrt in Verzweiflung.

Welche Botschaft hätte mir dieser Mensch bringen sollen? Warum durfte sie mich nicht erreichen?

Noch höre ich die letzten Worte des Sterbenden in mir nachklingen:

„Schnell . . . zu German May!"

Wer ist dieser German May? Wo? Warum verlangt er nach mir?

Ich hoffe, es bald zu erfahren.

Willy kehrt zurück, mit der Notiz der Auskunftstelle: German May, Privatgelehrter, 42. Bezirk Ost, 60. Straße Nummer 871, Wohnung und Werkstätten.

„Willy, sofort hin!"

„Mit Mannschaft natürlich!"

Es scheint gefährlich."

„Wieviel Mann, Fred?"

„Je zwölf, in drei Panzerautos!"

Willy gibt die Aufträge drahtlos weiter, im selben Augenblick meldet sich José Guerin, unser zweiter Direktor, im Lautsprecher:

„Der Herr Gesandte der Vereinigten Russischen Staaten, dringlichst!"

Ich rufe zurück:

Im Konferenzsaal! Wir müssen fort! Aber im Vorbeigehen wollen wir rasch anhören, was los ist."

Bei unserem Eintritt erhebt sich Boris Petronow. Die weiße Tageshelle, die den hohen Raum gleichmäßig erfüllt, ohne daß irgend eine Lichtquelle das Auge verletzt, läßt das markante Äußere des nächtlichen Besuchers scharf vor uns erstehen, wie auf einer Schaubühne: Ein kalkiges Gesicht, schwarzer Spitzbart, blitzende Zähne bei verbindlich bezauberndem Lächeln.

„Herr Gesandter?"

„Herr Jansen!"

Verbeugungen.

„Herr Gesandter, wir müssen fort. Kommen Sie mit uns ein paar Schritte! Oder warten Sie lieber, bis wir zurück sind?"

„Es ist sofort erledigt", spricht Petronow leise. „Ich darf wohl nicht erst um besondere Verschwiegenheit bitten?"

„Herr Gesandter, Verschwiegenheit ist das Grundgesetz unseres Hauses."

„Also!" flüstert Boris Petronow. „Hier! Bitte!"

Die Wanduhr zeigt mir, daß schon eine Minute verstrichen ist. Die Panzerautos sind wohl schon gestellt.

In meiner Hand knistert ein Papierblättchen, das mir der russische Gesandte überreicht hat. Ich betrachte es mit Erstaunen.

Es ist ein Blancoscheck, den ich in beliebiger Höhe ausfüllen kann.

„Was bedeutet das, Herr Gesandter?"

„Folgendes: Wir stellen Ihnen anheim, einen gewünschten Betrag in diesen Scheck einzusetzen. Jede Bank wird ihn honorieren. In jeder Höhe, mein Herr! Es sei denn, daß Sie eine so phantastische Ziffer schreiben, daß die Banken unserer russischen Staaten nicht nachkommen können. Aber für diesen Fall müßten Raten . . . Doch wir wissen, mit wem wir es zu tun haben, Herr Jansen, und daß Sie keiner unreellen Handlung fähig sind."

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen. Aber, Herr Gesandter, was soll das heißen? Für eine solche Honorierung im vorhinein wird doch wohl auch ein entsprechend hoher Gegendienst gefordert werden?"

„Nicht besonders groß, mein Herr! Sie sollen sonst nichts tun, als uns allein die Arbeiten eines gewissen German May verkaufen."

Wieder German May!

„Und worin bestehen diese Arbeiten, Herr Gesandter?"

„Das wird Ihnen jener German May selber, glaube ich, bald mitteilen! Ich bin beauftragt, offiziell zu erklären, daß unsere Staaten mit ihrer ganzen Macht den persönlichen Schutz des genannten Herrn zu übernehmen bereit sind. Er befindet sich in größter Gefahr, Herr Jansen! Ich betone es, in allergrößter Gefahr! Und ebenso werden Sie

und alle, die sich seiner Sachen annehmen wollen, in dauernder Lebensgefahr sein! Ich weiß nicht, ob die „Universale Commission" genug Macht allein besitzt, um in dem bevorstehenden Kampf . . . falls Sie German May als Klienten übernehmen . . . Wie gesagt, Sie wissen, die Vereinigten Russischen Staaten sind jeden Augenblick bereit . . ."

„Wir haben soeben eine Probe aufs Exempel erlebt, Herr Gesandter. Einen Giftmord, verübt an einem Vertrauten German Mays."

„So? Nun, ich glaube, die Welt wird noch schlimmere Dinge erleben!"

„Warum, Herr Gesandter, wenden Sie sich nicht selbst an German May?"

„Weil wir nicht wissen, wo er ist!"

„Seine Adresse ist doch sofort erhältlich!"

„Dorthin werden Sie sich vergeblich bemühen, mein Herr."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Niemand weiß, wohin German May seit drei Wochen verschwunden ist. — Und nun —", der Gesandte erhebt sich, „—wir hoffen —"

„Sie meinen, Herr Gesandter, unser Haus soll Ihr Angebot Herrn German May übermitteln, wenn wir ihn . . .?"

„Wir bitten darum, Herr Jansen."

Liebenswürdige Verbeugung.

Der Gesandte ist fort. (Fortsetzung folgt.)

Die fremde Magd.

Erzählung von **Christian Asmussen.**

Es ist Hochsommer, als sie ins Dorf kommt. Die Felder stehen voller Ähren, und die Sonne scheint brennendheiß auf die Dächer herab. Lässig und still steht das Vieh auf der Weide.

Sie trägt nur ein kleines Bündel bei sich und ein goldrotes Tuch um ihr volles Haar. Sie ist nicht von hier. Sie mag von jenseits des Berges gekommen sein, wo die Menschen lauter und fröhlicher sind. Dunkel ist sie, und die Augen sind voller Glut, als brenne ein tiefes Feuer in ihnen.

Beim Godesbauer hat sie um Dienst nachgefragt. Er hat sie mit langen, mißtrauischen Blicken angesehen, denn die Leute im Tal lieben das Fremde nicht, das von drüben in ihre Heimat kommt. „Kannst bleiben!" hat er mürrisch gesagt und ihr die Kammer gewiesen. Des Bauern Weib ist vor wenigen Monaten gestorben, und es fehlt an Kräften auf dem Hof.

Man ist zufrieden geworden mit der fremden Magd. Sie verrichtet die Arbeit willig und froh, und wenn sie abends unter der uralten Eiche sitzt und singt, hören alle verwundert zu. Es ist, als heben die Blumen ihre Köpfe und als schweige der Vögel helles Lied — so rein und schön ist ihre Stimme.

Nur der alte Bauer hört es nicht gern. Er schlägt dann die Tür mit hartem Schlag zu, und seine Worte sind lauter und zorniger. Er kann die Magd wohl ausstehen, aber die Knechte sind vernarrt. Und auch Bahne, der Erbe vom Godeshof, hält oft in der Arbeit inne und schaut zur fremden Magd, wenn sie vorüberkommt.

„Ist Zeit, daß du bald zu Lüders Hof hinübergehst!" sagt eines Tages der Bauer. Es scheint fast ein Befehl zu sein. „Du weißt: Hedda Lüders wartet auf dich; vor einem Jahr schon hat sie unser Wort."

Bahne schweigt, und der alte Bauer geht wieder an seine Arbeit. — —

Zum anderen Hof ist Bahne nicht gegangen. Doch als die fremde Magd des Sonntags aus der Kirche kommt, ist er neben sie hingetreten, und sie sind beide den Weg heimwärts gegangen. Seit dieser Zeit sprechen sie oft miteinander.

Der Godesbauer sieht es, — sagt aber anfangs nichts. Wie er einst mit dem Großknecht über das Feld geht, bleibt er stehen und fragt zögernd nach der Fremden. „Sie ist tüchtig und schafft für zwei", erwidert jener, und es liegt ein wenig Wärme in seiner Stimme.

Der Bauer wird unwillig. „Sie muß fort! Bald! . . . Verstehst du?" Der Knecht senkt zustimmend den Kopf. Doch es hat sich kein Grund finden lassen; auch konnte der Großknecht kein böses Wort sagen.

Verklingender Tag.

Die Sonne ist im Untergeh'n.
Mit ihren letzten Strahlen
Verklärt sie einmal noch das Land,
Als wollte eines Meisters Hand
Ein Bild auf Goldgrund malen.

Auf rotem Sauerampfer liegt
Und auf den Gräsern allen
Ein Schimmer so betörend rein,
Als wär's der milde Glorienschein
Von Gottes Wohlgefallen.

Der Wind, der müde sich gerauscht,
Weicht einer tiefen Stille.
Und aus der Stille, wegentlang,
Erhebt sich wie ein Lobgesang
Der Chor der Sommergrille.

Heinrich Anacker.



Wochen vergehen. Die vollen Garben werden von den Feldern heimgefahren. Schwer schwanken die Wagen und biegen sich knarrend unter der drückenden Last.

Der alte Bauer wird ungeduldig. Im Dorf beginnt man zu reden, und die von Lüders Hof machen eisigkalte Gesichter. „Nichts für ungut!" hat Reimer Lüders gesagt. „Aber Wort bleibt Wort — oder wir müssen's rückgängig machen."

Ganz bleich ist der Godesbauer geworden.

Bahne schirrt den Rappen und summt ein lustiges Lied. Draußen blinkt hell das bunte Tuch der Magd. Der Bauer tritt herein. „Bahne", sagt er, „wenn sie das Fest einläuten, wird Hedda Lüders auf den Hof kommen. Es fehlt eine Frau hier." Er wendet sich und stampft mit schweren Schritten polternd über die steinerne Diele.

„Vater!"

Jener verschiebt nur leicht den Kopf. „Und?"

Bahne ist dem alten Bauer nachgegangen. „Ich kann es nicht mehr, Vater!"

Mit einem Ruck hat sich der Alte umgekehrt. Im verhaltenen Groll ballen sich die Falten auf der Stirn. Die Schläfe leuchtet blutrot. „Hat dich die Fremde mit ihrem girrenden Lachen auch närrisch gemacht?" spottet er eisig.

Die Hände Bahnes haben sich bittend erhoben. „Was hast du gegen sie, Vater?"

Der Bauer hat die Arme übereinander geschlagen. Es ist, als drücke die Decke sich auf die Menschen und presse ihren Atem. Der Rappe scharrt ungeduldig und schlägt mit den Hufen. Die Magd draußen ist verschwunden.

„Es gibt keine im Dorf, die besser ist als sie", fährt Bahne leise fort.

Der Bauer hat seine Hand auf den Hals des Rappen gelegt und streichelt ihn. „Nie werde ich es dulden! Lieber den Hof einem anderen übergeben, als daß solche . . ." Er macht eine verächtliche Handbewegung.

Bahne schaut auf. Irgend etwas ganz Fremdes hat sich zwischen die beiden Menschen gelegt, die Tag für Tag gemeinsam ihre Arbeit tun. Ist es Haß, der in dem Jungen emporsteigt?

Da lacht der Bauer.

Bahne duckt sich, als habe ihn jemand geschlagen. Das Lachen wird ätzende Qual. Es schallt tausendfach von den Wänden; es steigt aus dem Boden empor und gräbt sich in das fiebernde Blut.

Er sieht die eiserne Stange, die neben dem Wagen liegt. Ein Ende muß dieses Lachen haben! — Da! Die Tür wird halb geöffnet, und ein totenblasses Gesicht starrt ihm entgegen. Schwarz glühen die Augen, und ein helles Tuch hebt sich von dem tiefschwarzen Schatten.

Dann liegt alles wieder dunkel und wesenlos. Das Eisen ruht eisigkalt in seinen Händen. Er schleudert es weit von sich und setzt sich auf das Stroh.

Abends brennt lange Licht im Zimmer des Bauern. Er hat ein dickes, schwarzes Buch aufgeschlagen, auf dem ein Kreuz in Silber blinkt. Spät, als die Schatten sich unheimlich über den Hof legen und der Mond wie eine glutrote Sichel durch die Finsternis dringt, erlischt erst die Lampe.

Der alte Bauer preßt das Gesicht gegen die Scheibe und sieht nach der kleinen Kammer, in der die Magd schläft . . .

Es ist, als sei nichts geschehen. Wieder sitzt die fremde Magd unter der uralten Eiche, und ihre Hände ruhen schwer auf Bahnes Schultern.

„Warum singst du nicht?" fragt er quälend.

Sie lächelt wehmütig. „Heute nicht!" Ihre Blicke verlieren sich in den Wolken, die vom Wind gepeitscht daherjagen. „Morgen!" bebt ihre Stimme leise.

Als der Morgen graut, schreitet die Magd auf der Landstraße, die über die Berge führt. Weit vom Dorf. Sie trägt ihr kleines Bündel unter dem Arm, und die Spitzen des goldroten Tuches flattern leicht im Wind.

Der Sternenhimmel im August.

Von Dr. Dr. Carl G. Cornelius.

Um 22 Uhr (Anfang des Monats um 23, Ende um 21 Uhr) strahlen in geringer Entfernung vom Scheitelpunkt des Himmels zwei auffallende Sterne erster Größe: Wega, der Hauptpunkt der kleinen W=förmigen Leier, südwestlich und südöstlich Deneb, der das Ende des mit vorgestrecktem Halse fliegenden Schwans markiert. In der Gegend unterhalb von ihm sind die im August lohnendsten Beobachtungsobjekte des Fixsternhimmels zu finden.

In halber Höhe des Firmaments zieht sich von Nordost über Ost nach Südost das langgestreckte Sternenband der Andromeda, das in das ebenfalls ausgedehnte Bild des Pegasus übergeht und mit ihm eine dem Großen und Kleinen Wagen ähnliche Figur bildet, die ihrer Ausmaße wegen die Bezeichnung „currus maximus" (sehr großer Wagen) führt. Oberhalb des mittleren Andromedasterns ist im Abstand von etwa acht Vollmondscheiben im Opernglase schon ein leichtes Wölkchen zu erblicken: der Andromedanebel, der geheimnisvollste aller Nebelflecke, von dem wohl mit Recht angenommen wird, daß er nicht zum Bereich unseres Milchstraßensystems gehört, sondern eine unendlich ferne und unendlich große Welteninsel darstellt, die sich aus Millionen von Sonnen zusammensetzt. Zum Horizont hin ist der östliche Himmelsteil mit den Lichtpunkten von Widder, Fische, Wassermann übersät, die nach Süden zu in den Steinbock übergehen. Durch den Planeten Saturn, der in den Fischen steht, lenkt dieses Bild die Blicke auf sich. Zwischen ihm und den eingangs genannten Wächtern des Zenith glänzt im Süden Atair im Adler, leicht kenntlich durch sein weißes Licht und die unmittelbare Nachbarschaft eines Sternes dritter Größe oberhalb von ihm.

Im Südwestquadranten drängt sich in Herkules, Schlange, Schlangenträger, Skorpion und Waage eine Fülle wenig auffallender Lichtpunkte, nachdem der rötliche Antares im Skorpion und die helle Spica in der Jungfrau zur angegebenen Beobachtungszeit gerade unter den Horizont getaucht sind. Die Bären mit ihrem Führer Bootes und dessen rötlichem Hauptstern Arcturus beherrschen den Nordwestteil des Firmaments, während man im Nordosten Cassiopeia, Perseus und Fuhrmann mit der gelben Capella erblickt.

Am oberen Ende des Perseusbogens befindet sich die Stelle, von der scheinbar der um den Laurentiustag auftretende Sternschnuppenschwarm seinen Ausgang nimmt. Von den Planeten bleiben im August nur der innerste und äußerste, Merkur und Neptun, unsichtbar. Von den übrigen haben Mars und Jupiter den Gipfel ihres Glanzes und ihrer Sichtbarkeitsdauer überschritten. Ersterer kann nur noch kurze Zeit nach der Abenddämmerung tief am südwestlichen Gesichtskreis erblickt werden, während Jupiter zwischen Schütze und Steinbock seine Untergangszeit in die Mitte der Nacht vorverlegt. Venus kommt auf ihrer Wanderung durch den Fixsternhimmel in das Gebiet der Zwillinge, dem sie in den Morgenstunden durch ihren prächtigen Glanz erhöhte Anziehung verleiht. Sie ist nahezu vier Stunden sichtbar. Die übrigen Wandelsterne, Saturn und Uranus, verbessern sogar ihre Beobachtungsmöglichkeit. In den Fischen ist das fahlgelbe Scheibchen Saturns die ganze Nacht und im Widder mit kleinem Fernrohr Uranus in der zweiten Nachthälfte zu sehen.

Die Sonne tritt am 23. aus dem Zeichen des Löwen in das der Jungfrau, die Dauer des Tages sinkt von 15 Stunden 30 Minuten am 1. auf 13 Stunden 45 Minuten am 31. Der Mond bedeckt am 3. den Planeten Venus. Jedoch kann diese seltene Erscheinung leider nur im nördlichsten Teil Deutschlands und mit Hilfe eines Fernrohres zwischen 9.50 und 10.45 Uhr verfolgt werden. Die Hauptlichtgestalten des Erdbegleiters fallen auf folgende Daten: Letztes Viertel am 1. um 14 Uhr 3 Minuten, Neumond am 8. um 5 Uhr 13 Minuten, Erstes Viertel am 15. um 10 Uhr 36 Minuten, Vollmond am 23. um 13 Uhr 46 Minuten, und abermals Letztes Viertel am 30. um 19 Uhr 47 Minuten.



Bunte Chronik



Hinterlassenschaft im Magen eines Hais.

Bei Kassandra auf der Halbinsel Chalkidiki fingen Fischer einen Hai, in dessen Magen sie eine Reihe von Gegenständen fanden, die offenb[illegible] einem von dem Ungeheuer gefressenen Menschen gehörten. Man fand ein paar Schuhe, eine Brieftasche, einen Fingerring mit den eingravierten Buchstaben A. B., einen an einen Kaufmann in Korinth adressierten Brief und einen Scheck über 500 Drachmen. Wahrscheinlich ist der Adressat des Briefes identisch mit dem Unglücklichen, der im Magen des Hais endete. Der Fang des Raubfisches gestaltete sich [illegible]echt dramatisch. Die Fischer hatten draußen bei den Netzen, die sie im Meer ausgelegt hatten, einen Wachtposten stationiert. Als er Alarm gab, eilten sie alle mit ihren Booten hinaus, weil sie glaubten, eine beso[illegible]ders reiche Beute habe sich in den Netzen gefangen. Sie waren sehr enttäuscht, als sie beim Herausziehen der Netze fanden, daß sich ein Hai in ihnen verwickelt und obendrein großen Schaden an den kostbaren Fischnetzen angerichtet hatte. Man tötete das Ungeheuer natürlich sofort, und beim Zerlegen fand man dann die erwähnten Gegenstände.

Vor allem: Höflichkeit.

Man sagt den Südfranzosen nach, daß sie besonders höflich sind. Im Alpenvorland windet sich dort eine Autostraße in großen Serpentinen an einer Bergwand in die Höhe. An einer besonders gefährlichen Stelle hat die Verwaltung des Departements zur Warnung der Autofahrer ein Schild aufstellen lassen, das in großen Buchstaben die Aufschrift trägt: „Gefahr!" So weit ist das nichts Ungewöhnliches. Das tut man auch anderswo. Aber in jenem Departement fühlt man die Verpflichtung, den Autofahrer, der durch diese Warnungstafel zu besonderer Aufmerksamkeit und Vorsicht angespornt wird, nicht zu lange in diesem Zustande zu belassen. Und deshalb hat man unmittelbar hinter der gefährlichen Haarnadelkurve abermals ein Schild aufgestellt mit der Aufschrift: „Ende der Gefahr!" Ist das nicht in der Tat liebenswürdig?



Lustige Ecke



Ohne Zweifel.



„Gut, daß Sie kommen, es ist sicher mit dem Badeofen etwas nicht in Ordnung!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.